

文
Literatur

ZHANG LIJIA
ES LEBE
DER
SOZIALISMUS!

Autobiografischer Roman


DRACHENHAUS
VERLAG

ZHANG LIJIA

ES LEBE DER SOZIALISMUS!

Deutsch von Nora Frisch



IMPRESSUM

Titel: Es lebe der Sozialismus!

Titel des Originals: Socialism is Great!

Text: ZHANG Lijia

Erstmals erschienen bei: Anchor Books, Random House, New York, 2008

Aus dem Englischen übersetzt von Nora Frisch

Lektorat: Wolfgang Wessel-Therhorn

Redaktion: Nora Frisch

Covergestaltung: Julia Hofmann

Layout und Satz: Datagrafix GSP GmbH, Berlin

Die Übersetzung aus dem Englischen wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amts unterstützt durch Litprom e.V. – Literaturen der Welt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Drachenhaut Verlag

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt in Polen auf FSC-Papier.



ISBN: 978-3-943314-54-0



Lieferbares Programm und weitere Informationen:

www.drachenhaut-verlag.com

www.facebook.com/drachenhaut

www.instagram.com/drachenhaut-verlag

KAPITELÜBERSICHT

1. Kapitel – Das Erbe	7
2. Kapitel – Das Gewicht des Erwachsenseins	16
3. Kapitel – Die Meister der Nation	26
4. Kapitel – Roher Reis wurde gekocht	37
5. Kapitel – Das Liming Imperium	50
6. Kapitel – Frühjahrsausflug	60
7. Kapitel – Nutze den Augenblick	72
8. Kapitel – Das Langhaardrama	81
9. Kapitel – Weijia	90
10. Kapitel – Möchtegern-Modellarbeiterin	98
11. Kapitel – Ruhe bitte, Genossen!	103
12. Kapitel – Heiliger Berg	111
13. Kapitel – Roter Fels	120
14. Kapitel – Belagerte Festung	133
15. Kapitel – Reise in den Norden	145
16. Kapitel – Der Sturz zurück in den Brunnen	157
17. Kapitel – Zuhause im Krieg	165
18. Kapitel – Raketen und Nebelgedichte	173
19. Kapitel – Ein Kampfwerkzeug	182
20. Kapitel – The English Corner	194
21. Kapitel – Wolken und Regen	207
22. Kapitel – Eine unruhige Zeit	214
23. Kapitel – Parteipass	224
24. Kapitel – Die Phönixfeder	236

25. Kapitel – Eine Stadt am Meer.....	244
26. Kapitel – Jasmin.....	253
27. Kapitel – Sturm.....	260
28. Kapitel – Eine „Dritte“	272
29. Kapitel – Der Vorfall im Park.....	282
30. Kapitel – Betteln um Glück.....	293
31. Kapitel – Sorgenvolles Lächeln.....	302
32. Kapitel – Fisch und Bärenpfote.....	311
33. Kapitel – Ungewollte Freude.....	318
34. Kapitel – Der Ozean lockt.....	332
35. Kapitel – Milde gegenüber denen, die gestehen	336
Epilog.....	349
Anmerkungen	354

1. KAPITEL

DAS ERBE

„Könntest du dir vorstellen, Fabrikarbeiterin zu werden?“

„Natürlich nicht, Mama. Warum sollte ich?“, entgegnete ich matt, ohne auch nur von meinen Hausaufgaben aufzusehen. Ich eine Arbeiterin? Was war denn das für eine seltsame Frage! Ich war sechzehn, besuchte die Oberstufe des Gymnasiums und hatte gute Noten.

Meine Mutter saß mir gegenüber am Tisch und fertigte Quasten für einen islamischen Gebetsteppich, wie sie für den Export produziert wurden. Schon seit Jahren nahmen wir solche Stickerarbeiten an, um etwas Geld dazu zu verdienen, wir hatten es bitter nötig. Auch Nai, meine Großmutter, hielt einen Gebetsteppich umklammert, der bestickt werden sollte, war aber darüber eingenickt. Das tat sie in letzter Zeit öfter. Versuchten wir, sie ins Bett zu schicken, setzte sie sich gerade auf und machte sich wieder an die Arbeit, nur um innerhalb weniger Minuten erneut einzuschlafen.

„Nicht einmal dann, wenn du bei einem führenden Unternehmen wie Liming angestellt wärst, mit einer ‚eisernen Reisschüssel?‘“

Ma hatte ihr gesamtes Arbeitsleben bei Liming verbracht, dem größten staatseigenen Unternehmen Nanjings. Die Maschinenfabrik unterstand der Aufsicht des Ministeriums für Luft- und Raumfahrtindustrie und hatte fast zehntausend Mitarbeiter. Ihr Prestige verdankte sie nicht ihrer Größe, sondern vor allem ihrem Status als Rüstungsbetrieb. Ein Leben als Staatsangestellte mit all den kostenfreien Dienstleistungen von der Kinderbetreuung bis zur Einäscherung und zahllosen Schalen Reis dazwischen, bedeutete Sicherheit von der Wiege bis zum Totenbett. Gratis Duschen und subventionierte Haarschnitte inklusive.

„Nicht einmal bei Liming.“ Ich hob den Kopf. Ma blickte finster zu mir herüber. Ich sah sie gern an, Ma war hübsch – es sei denn sie runzelte die Stirn. Sie hatte wundervolle hohe Wangenknochen und helle, schräggestellte Augen. Ihre bogenförmigen Augenbrauen glichen zwei Neumonden. Auch ihr Name passte zu ihr: *Yunfang*, ‚Wolkenduft‘.

Nun aber fehlten ihr offenbar die Worte. Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Das würde ich mir nochmal gut überlegen, Xiao Li.“ *Xiao Li* – ‚kleine

Schönheit': So nannte mich meine Familie, obwohl ich diesen Kosenamen kaum verdiente.

Es war Anfang Dezember des Jahres 1980, der Winter war früh gekommen. Sorgfältig schrieb ich mit meinen roten, geschwollenen Händen voller Frostbeulen englische Vokabeln in ein Übungsheft.

Erst kürzlich war Englisch wieder an den Schulen eingeführt worden. Dieses fremde Sprachsystem faszinierte mich, es war so grundlegend anders als das Chinesische. Unsere Schriftzeichen hatten sich aus Piktogrammen entwickelt, die reale Dinge abbildeten. Das Zeichen *jia* 家 etwa, das ‚Zuhause‘ bedeutet, besteht aus einem Schwein unter einem schützenden Dach, ein Hinweis auf unsere bäuerlichen Wurzeln.

So also saßen wir, drei Chinesinnen aus drei Generationen, um den Tisch am Fenster. Der schwache Schein der Glühlampe spendete gerade so viel Licht, dass wir unsere Arbeiten erledigen konnten. Wir waren dick eingepackt in gefütterte Jacken und Hosen aus Baumwolle. Dass wir keine Heizung besaßen, war geographisches Schicksal: Südlich des Jangtse-Flusses, der China in zwei Hälften teilt, war von der kommunistischen Zentralplanung keine Heizung vorgesehen. Nanjing, die ‚Südliche Hauptstadt‘, liegt am südlichen Ufer des Unterlaufs des Flusses, wo einem die feuchte Kälte direkt in die Knochen kroch, obwohl die Temperaturen nie so tief sanken wie in den nordchinesischen Städten. Gegen das dauernde Frieren steckten wir unsere Füße in einen Strohkorb, in dem eine kupferne Wärmeflasche lag. Es war nicht schwer zu erraten, welche Füße Nai gehörten – es waren die winzig kleinen, gebundenen. Eine warme, weibliche Vertrautheit lag in der Luft.

Es gab auch noch weitere Familienmitglieder, aber die waren nicht hier. Mein Vater hatte sein ganzes Berufsleben in einer anderen Stadt verbracht. Meine ältere Schwester Weijia studierte an einer Hochschule in einem weit entfernten Stadtviertel, und mein nichtsnutziger Bruder Xiaoshi spielte draußen in der Neubausiedlung Wuding, dem größten Wohnquartier für Liming-Mitarbeiter.

Da die Siedlung außerhalb des Wuding-Tores lag, einem der dreizehn Stadttore in der Mauer, die Nanjing einst umgrenzt und beschützt hatte, galt sie immer noch als „Dorf“, obwohl die Stadt, die sich immer weiter ausbreitete, bereits einen Großteil des grünen Flickenteppichs aus Feldern ringsum verschlungen hatte.

Doch nichts in dieser tristen, baumlosen Wohnsiedlung erinnerte auch nur entfernt an die rustikale Schönheit oder Tradition, die man gemeinhin mit „Dorf“ assoziierte.

Man hatte mehrere tausend Bewohner in die etwa drei Dutzend Wohnblocks aus Beton gepfercht, deren einziger Unterschied darin bestand, dass sie – je nach Baujahr – entweder drei oder vier Stockwerke hatten.

Unsere Wohnung im zweiten Stock eines vierstöckigen Baus hatte gefühlt die Größe einer Streichholzschachtel: niedrige Decken, ein Wohnzimmer, ein Nebenraum. Die Wände, von denen die gelbe Farbe abblätterte waren kahl, bis auf einen Kalender der Fabrik und den schulischen Auszeichnungen, die meine Schwester und ich jedes Jahr verliehen bekamen. Ein großer Teil des Wohnzimmers, in dem wir saßen, wurde von zwei Betten eingenommen. Jetzt aber war die Bettwäsche ordentlich zusammengefaltet, da die Betten zugleich als Sitz- und Arbeitsflächen dienten. Sie spiegelten sich etwas verzerrt in dem großen Spiegel an den Türen des alten Kleiderschranks, einem Hochzeitsgeschenk der Schwiegereltern meiner Mutter. Die kunstvollen Schnitzereien waren rissig geworden wie ein altes, verlebtes Gesicht. Eine weiße Tischdecke, die Weijia aus Nähseide gehäkelt hatte, bedeckte einen grob gezimmerten Geschirrschrank. Oben drauf thronte eine bunte Keksdose. Sie war längst leergegessen, wurde aber für Dekorationszwecke aufbewahrt. Daneben stand eine Uhr der Marke ‚Held‘, deren Zifferblatt mit einem Spruch des Vorsitzenden Mao bedruckt war: ‚Die Massen sind die wahren Helden‘. Ein Arbeiter mit Hammer, eine Bäuerin mit Sichel und ein Soldat mit Gewehr schwenkten Maos kleines rotes Buch über ihren Köpfen. Beim Anblick der gemalten Arbeiter musste ich lächeln. Ich – eine Arbeiterin? Wie seltsam würde ich wohl in einem Drilllichanzug mit Schirmmütze auf dem Kopf aussehen!

Drei Wochen später wurde ich nach dem Abendessen zu einem ‚kurzen Gespräch‘ in Mutters Schlafzimmer zitiert. Als sie die Tür zumachte, wusste ich, dass es sich um etwas Ernstes handeln musste. Unsere letzte Besprechung bei geschlossener Tür lag fast vier Jahre zurück. Damals war ich im letzten Grundschuljahr gewesen. Mein Lehrer hatte empfohlen, mich auf die Nanjinger Fremdsprachenschule zu schicken, eine exklusive Einrichtung, deren Absolventen nach einem Universitätsstudium die Möglichkeit hatten, sich zu Diplomaten oder Dolmetschern hochrangiger Führungskräfte ausbilden zu lassen.

„Möchtest du dorthin gehen?“, hatte sie mich gefragt und ich war vor Freude in die Luft gesprungen. Aber ich hatte mich zu früh gefreut: Ich scheiterte an der Zensur: Mein Vater hatte ‚politische Probleme‘ und ich wurde abgewiesen.

Im Zimmer meiner Mutter war es immer düster, sie vermied es, zuviel Strom zu verbrauchen. Als ich in die Mittelschule kam, durfte ich bei ihr schlafen. Sie fand, ich sei inzwischen zu groß, um mir ein Bett mit meinem Bruder und Nai zu teilen. Während Ma nebenan im irrlichternden Schein der flackernden Acht-Watt-Neonröhre bis in spät in der Nacht Quasten knüpfte, fürchtete ich mich so ganz allein. Ich begann zu lesen, um meine Angst zu vertreiben. Innerhalb weniger Monate wurden die Schriftzeichen an der Schultafel unscharf wie krabbelnde Ameisen. Eine schwarz gerahmte Brille nahm von meiner kleinen Nase Besitz. Als Mutter den Grund für meine Kurzsichtigkeit herausfand, verbannte sie mich zurück in Nais Bett. Ein helleres Licht zu installieren, nur damit ich lesen konnte, wäre Verschwendung gewesen. An Nais dünne Beine geschmiegt, schlief ich wieder besser.

Als sich Ma nun aufs Bett setzte, blickte ich sie erwartungsvoll an. Worum mochte es diesmal gehen? Sogar im Halbdunkel erkannte ich, dass sich ihre beiden ‚Neumonde‘ zusammengezogen hatten.

„Ich habe dich gefragt, ob du Fabrikarbeiterin werden möchtest, weißt du noch?“, begann sie mit leiser, heiserer Stimme. Sie räusperte sich. „Du wirst meinen Job übernehmen.“

Der Satz brach wie Donner aus einem strahlend blauen Himmel.

„Was?! NEIN!“ Protestierend sprang ich auf. „Warum? Ich bin viel zu jung!“, rief ich verzweifelt.

„Ich habe auch in deinem Alter zu arbeiten begonnen, ich war höchstens ein halbes Jahr älter als du“, sagte sie sachlich.

Ich erinnerte mich, dass Ma einmal geprahlt hatte, was für eine gute Schülerin sie gewesen sei, doch die ärmlichen Verhältnisse, in denen ihre Familie lebte, hätten sie gezwungen, die Schule aufzugeben.

„Aber Mama, du kannst mich doch bestimmt noch unterstützen, bis ich die Schule abgeschlossen habe, und dann...“

„Unsere Armut war nur *ein* Grund.“ Ruhig erklärte sie mir, was noch dazu beigetragen hatte, dass sie die Schule verlassen hatte. Als die Kulturrevolution 1976 endete, herrschte in China Chaos, die Wirtschaft stand

vor dem Zusammenbruch. Um der steigenden Zahl von Arbeitslosen etwas entgegenzusetzen, beschloss man eine vorübergehende politische Maßnahme, *dingzhi* genannt, was wörtlich ‚Stellenübernahme‘ bedeutet. Sobald die Eltern in den Ruhestand gingen, durften ihre Kinder ihren Arbeitsplatz übernehmen. Mehrere *dingzhi*-Runden später wurde plötzlich gemunkelt, dass es im Dezember 1980 zum letzten Mal die Möglichkeit gebe, die Jobs der Eltern zu bekommen. Obwohl sie sich mit ihren dreiundvierzig Jahren bester Gesundheit erfreute, hatte Ma jetzt, etwa siebzehn Jahre bevor sie das festgelegte Rentenalter für Frauen erreichte, beschlossen, die Gelegenheit zu nutzen, mir ihren Job zu vererben. Als sie diese Möglichkeit mir gegenüber zum ersten Mal erwähnte, hatte sie bereits einen Antrag auf vorzeitigen Ruhestand gestellt und dafür gesundheitliche Gründe angegeben: Sie hatte jahrelang an der gefährlichen Säurebeizanlage gearbeitet. Mein Mangel an Begeisterung hatte sie wenig beeindruckt, und nun war ihr Antrag genehmigt worden.

„Ich will aber keine Arbeiterin werden!“, insistierte ich und stampfte angewidert mit dem Fuß auf.

Vor meinem geistigen Auge tauchte der blaue Drillichanzug auf. Ich blickte auf Mamas raue Hände. Eine Arbeiterin? Ich wusste, dass dies das Schicksal war, das die Kinder aus unserer Siedlung üblicherweise erwartete, doch ich hatte hochfliegende Pläne für mich selbst.

„Ich will Journalistin werden!“

„Ich hab’ dir das schon mal gesagt: Denk nicht einmal dran“, gab sie zurück. „Journalistin? In diesem Land ist das Schreiben eine gefährliche Sache. Dein Vater ist ein gutes Beispiel.“

Ihr Blick verfinsterte sich. Die bloße Erwähnung meines Vaters schien ihr zuzusetzen.

„Das mit dem Journalismus – ist doch schon wieder so eine Träumerei von dir! Du wolltest auch mal Pilotin werden, Barfußärztin und Dolmetscherin, – nur um ein paar Beispiele zu nennen!“

Ma war äußerst redigewandt, doch ich war alles andere als überzeugt.

„Ich kann gut schreiben, das hat mein Chinesischlehrer gesagt.“ In der Schule wurden meine Aufsätze oft vorgelesen und manche meiner Mitschüler versuchten, meinen Schreibstil nachzuahmen.

„Was auch immer die Zukunft bringt, ich will auf jeden Fall studieren“, sagte ich bestimmt.

5. KAPITEL DAS LIMING IMPERIUM

Zwei Wachen standen unbeweglich wie Roboter am Fabriktor in der Morgenkälte. Nur der weiße Nebel ihres Atems verriet, dass sie lebendige Menschen waren. Als ich sie passierte, stieg ich im Fahren ab, indem ich aufstand und mit dem rechten Fuß kurz den Boden streifte wie eine Libelle das Wasser, bevor ich mich wieder zurück in den Sattel schwang. Anfangs war ich am Tor immer stehengeblieben wie es die Vorschriften verlangten, hatte meinen Pass herausgezogen und ihn vorgezeigt, aber jetzt machte ich es meinen selbstbewussteren Kollegen nach, die kaum abbremsten und ihre Pässe nicht einmal aus der Tasche holten.

Jenseits des hinteren Tors kam das dunkelgraue Rechteck, in dem sich meine Werkstatt befand, in Sicht. Ich war früher dran als sonst.

Die erste der morgendlichen Pflichten eines jeden Lehrlings bestand darin, abgekochtes Wasser für die endlos vielen Tassen Tee, die benötigt wurden, zu holen. Mit einer abgenutzten Metall-Thermoskanne in der Hand ging ich also die Treppe hinunter in die gigantische Werkstatt der Einheit Einundzwanzig. Jeden Tag, wenn der tragbare Heißwasserkessel hereingerollt wurde, schwärmte ein halbes Dutzend Lehrlinge um den dampfenden Wasserhahn herum, wie Bienen auf der Suche nach Nektar.

Drehend, fräsend, hobelnd und schleifend umgab uns ein Dutzend Maschinen wie ein metallisches Orchester aus Lärm und Geschäftigkeit. Einheit Einundzwanzig war für die Konstruktion und Herstellung von Werkzeugen zuständig. Drei Schichten von Arbeitern hielten die mächtige Symphonie Tag und Nacht am Laufen.

Ich war von den roten und goldenen Funken fasziniert, die spektakulär aus den wirbelnden Drehbänken sprühten, obwohl ich wusste, wie gefährlich ihre Schönheit sein konnte; unachtsame Finger waren schnell abgetrennt.

Die Arbeiter, alle in groben blauen Leinenuniformen, arbeiteten im Erdgeschoss. Ingenieure, Gewerkschaftschefs, die Familienplaner und andere Kader der kommunistischen Bürokratie arbeiteten im Obergeschoss. Die meisten Arbeitseinheiten waren nach demselben Schema aufgebaut. Laut Konfuzius

waren „diejenigen, die mit ihrem Verstand arbeiten, dazu bestimmt, über diejenigen zu herrschen, die mit ihren Händen arbeiten.“ Es hätte ihn bestimmt gefreut, wenn er festgestellt hätte, dass zweieinhalbtausend Jahre später die Situation immer noch unverändert war. Meine Messgerätegruppe war die einzige Abteilung im Obergeschoss, die mit den Händen arbeitete.

Als ich am Wassertank an der Reihe war, füllte ich meine Thermoskanne vorsichtig auf. Das Getöse der Fabrikhalle hinter mir lassend, kehrte ich nach oben zurück. Diese kleine Aufgabe diente dazu, mir Tag für Tag den Vorteil meiner Lage in Erinnerung zu rufen: Unser Zimmer war sauber und klimatisiert, um die Messgeräte nicht durcheinander zu bringen.

Punkt acht Uhr ertönte das Horn, das den Arbeitsbeginn ankündigte aus den Lautsprechern, die über das gesamte Gelände verteilt waren. Nur Militärfabriken benutzten solche Hupen, als wären sie militärische Lager.

Die Sonne war gerade aufgegangen und schien matt, ohne viel Wärme zu spenden. In der Werkstatt saß ich an meinem Schreibtisch, jung, und voller Energie und bereit, etwas zu tun, ohne jedoch zu wissen, was.

Um elf Uhr begann mein Magen zu knurren. Zum Frühstück gab es immer einen Brei, der aus aufgekochtem, übrig gebliebenem Reis bestand und mich nie lange satt machte. Um meinen Magen zu täuschen, trank ich noch mehr Tee, aber das machte mich nur noch hungriger.

Um zwölf Uhr eilte ich zum Mittagessen nach Hause und war um Viertel nach eins wieder zurück. Wie gerne hätte ich die vier Arbeitsstunden des Nachmittags für meine eigene Lektüre verwendet, aber das war nicht erlaubt.

Eigentlich war auf meine Uhr Verlass, dennoch schien sich der Stundenzeiger einfach nicht von einer Pflaumenblüte zur nächsten weiter bewegen zu wollen. Sie war in Nanjing, der Stadt der Pflaumenblüten, hergestellt worden, hatte sechzig Yuan gekostet und war das teuerste Geschenk, das ich je von Ma bekommen hatte – abgesehen von dem Job selbst natürlich.

Endlich ertönte zu meiner großen Freude um fünf Uhr fünfzehn das Horn zum Feierabend. Ich stürzte hinaus und suchte unter den Hunderten von Fahrrädern, die in dem großen Unterstand hinter unserem Haus abgestellt waren, das alte Fahrrad der Marke „Ewigkeit“ meines Vaters. Mit

seinem großen, soliden Rahmen war „Ewigkeit“ zurecht ein beliebtes Herrenmodell, denn es konnte schwere Lasten tragen – ein Schwein, ein Sofa, eine kleine Familie – und hielt lange, wenn nicht sogar für immer.

Schnell strampelte ich durch das hintere Tor und den Abhang hinunter. Die Tausenden von Arbeitern, die mit hoher Geschwindigkeit aus der Fabrik strömten, glichen einer Flut, die durch einen berstenden Deich brach. Die Flut verlangsamte sich schließlich und bahnte sich ihren Weg durch die Marktstraße, in der Bauern aus den umliegenden Dörfern frisches Gemüse anboten. An den Backsteinmauern, die sich hinter diesen Szenen des erneut auflebenden Kapitalismus erhoben, flüsterten verblasste Slogans: „Vergesst nie den Klassenkampf!“

Die Flut nahm wieder an Fahrt auf und schwappte in Richtung der Neubausiedlung Wuding, wo viele von uns Arbeitern lebten. Wieder diese wogende Flut, Fahrradglocken schallten gen Himmel, jeder der wippenden schwarzen Köpfe ein gesichtsloser Teil der Liming-Maschinerie.

Arbeit trudelte ein, als Leute Messgeräte zur Reparatur oder zur jährlichen Überprüfung anlieferten. Jedes Manometer, das an Rohrleitungen oder Behältern angebracht war, zeigte die Kapazität der Leitung oder den physikalischen Zustand der darin befindlichen Substanz an. Defekte Manometer konnten tödliche Folgen haben. Kurz, bevor ich in die Fabrik gekommen war, hatte eine Kesselexplosion zwei Arbeitern das Leben gekostet. Obwohl der Vorfall später als „Unfall“ bezeichnet wurde, wusste jeder, dass ein fehlerhaftes Messgerät die Ursache dafür gewesen war.

Auch schlechte Beziehungen zwischen Kollegen konnten gefährlich sein. Obwohl Meister Cheng mit einer gewissen Autorität auftrat, gab es niemanden, der offiziell für unsere Druckmessabteilung zuständig gewesen wäre. Das führte zu Spannungen unter meinen Kollegen.

Eines Tages wurde ein großes Messgerät geliefert, das einen ungewöhnlich hohen Druck von sechshundert Kilogramm anzeigte. Auf einem Formular vermerkte ich die Arbeitseinheit und die Spezifikationen, die das Gerät Chengs Einflussbereich zuschrieben – er betrachtete das Kontrollieren von Hochdruckmessgeräten als eine gewichtigere Aufgabe als das Überprüfen normaler Messgeräte. Schon seit Langem beanspruchte er die Zuständigkeit des inneren Raums, in dem die Messgeräte untergebracht waren, für sich.

Nach mehreren Reparaturversuchen beschloss Meister Cheng, das stark defekte Messgerät an den Hersteller zurückzuschicken. Meister Lin hatte Cheng aus den Augenwinkeln beobachtet.

Nachdem alle nach Hause gegangen waren, sah ich, wie mein Meister das Messgerät in die Hand nahm. „Xiao Zhang, bleib hier, wenn du willst.“ Trotz seiner beachtlichen Körpergröße war mein Meister ein sanftmütiger Mann. Ich blieb gerne, denn Überstunden bedeuteten fast einen halben Yuan mehr Lohn und, was noch wichtiger war, Freizeit zum Ausgleich. Für die kostbare Gleitzeit kämpften die Leute um jede Stunde, die als Überstunde angerechnet wurde und die von Chef Wang genehmigt werden musste. An diesem Tag war Wang jedoch nicht da, also ergriff Lin einfach die Initiative. Wie ein Soldat, der sich für das Gefecht bereit macht, kramelte er seine Hemdsärmel und Hosenbeine hoch.

Zunächst öffnete er das Gehäuse des Messgeräts, reinigte es von innen und prüfte, ob die Skala defekt oder die Nadel lose war. Dann schraubte er das Manometer auf ein zweizinkiges Druckprüfgerät mit einem Standardmanometer auf der anderen Seite. Da ein hoher Druck eine bessere Abdichtung erforderte, setzte Meister Lin Unterlegscheiben zwischen die Anschlüsse und verband sie mit weißem Klebeband wie verletzte Gliedmaßen. Er biss die Zähne so fest zusammen, dass die Muskeln seines kantigen Kiefers zitterten, als er all seine Kraft aufbrachte, um das Messgerät mit dem größten Satz Schraubenschlüssel auf den Anschluss zu schrauben. Als ich ihm beim Schieben half, fühlte ich mich zum ersten Mal als nützliche Assistentin. Da zwei Manometer stets denselben Druck maßen, würde ein funktionierendes Manometer denselben Wert wie das Standardmanometer anzeigen – oder zumindest einen, der innerhalb eines annehmbaren Bereichs lag. Aber das Hochdruckmanometer zeigte immer noch einen falschen Wert an, was auf ein ernsthaftes Problem schließen ließ.

Als mein Meister das Zifferblatt entfernte, fand er die Spiralfeder in einem unordentlichen Zustand vor. Er setzte sich, um mit der Operation zu beginnen, wobei er die eine Gesichtshälfte verzog, um mit dem rechten Auge eine Lupe festzuhalten. Geduldig und mit sichtlichem Vergnügen wickelte er die verdrehte Spirale neu auf. Während er arbeitete, summite er Volkslieder, das war etwas, was ich bei ihm noch nie gehört hatte.

Nachdem er das Messgerät wieder zusammengeschaubt hatte, führte er den Test erneut durch und rief: „102.00, 201.50, 302.00“, und ich notierte die Zahlen auf einer Tabelle. In den ersten vier Monaten, so war es mir eingetrichtert worden, durfte ich keine Prüfungen selbst durchführen, sondern Meister Lin nur unterstützen.

„Es liegt alles im Rahmen der zulässigen Werte!“ verkündete er stolz.

Es war schon spät, als wir das neue Datum für die nächste Überprüfung, die erst in sechs Monaten fällig war, auf das Glas stempelten.

Am nächsten Morgen erschien Meister Cheng nur wenige Minuten nach mir. Sein ernstes Gesicht erstarrte, als er die ölig verschmierte Arbeitsfläche sah. Meister Lin hatte mir am Abend zuvor aufgetragen, alles genauso zu hinterlassen. Lins Unordentlichkeit irritierte den peniblen Cheng oft. Noch schlimmer aber war, dass Lin das Gerät repariert hatte, an dem er selbst gescheitert war. Ich spürte einen Sturm in der schmierigen Luft aufsteigen.

„Alter Lin, was hast du letzte Nacht hier gemacht?“ rief Cheng, als mein Meister zur Tür hereinkam.

„Ich habe den Hochdruckmesser repariert“, antwortete Lin, ohne die geringste Spur von Prahlerei in seinem Ton.

„Du weißt, dass du damit gegen die Vorschrift verstoßen hast?“, bellte Cheng. Er wandte den alten Trick an, selbst den ersten Schlag auszuführen. „Erzähle mir nicht, dass du das nicht wusstest. Die Werte des Standardmanometers sollten über denen des zu prüfenden Geräts liegen. Wenn wir ein Tausend-Kilogramm-Messgerät zur Verfügung hätten, hätte ich das kaputte Manometer selbst repariert!“ Meister Lin argumentierte, – wie immer mit sanfter Stimme, – dass wir unter besonderen Umständen durchaus auch ein Standardmessgerät verwenden konnten, das dieselben Spezifikationen aufwies. Und er wusste, dass das Messgerät dringend zurückerwartet wurde. Hätten wir es an den Hersteller schicken müssen, hätte das viel Geld und Zeit gekostet.

„Oh, wie selbstlos du klingst! Chinesische Bauern sind berühmt für ihre Selbstlosigkeit.“ Meister Cheng verzog das Gesicht und alle lachten.

Mein Meister knirschte mit den Zähnen. Der Muskel in seinem Kiefer zitterte vor unterdrückter Wut.

Meister Cheng fuhr mit fester Stimme fort. „Ich kenne deine kleinen Geheimnisse. Du wolltest dir etwas dazuverdienen und extra Freizeit

herausschinden. Aber hast du dir dafür überhaupt die Erlaubnis von Chef Wang geholt?“

„Nein, ich wollte nur versuchen, das Gerät zu reparieren. Hätte ich es nicht geschafft, hätte ich keinerlei Ansprüche gestellt.“

„Alter Lin“, erhob Meister Cheng seine Stimme, „du wolltest mich in Verlegenheit bringen, nicht wahr? Und warum? Du willst Sektionsleiter werden! Ich kenne deine miesen Bauerntricks. Aber höre, was ich dir sage: Träume nicht bei hellichtem Tag!“ Ein weiterer Schlag, den Cheng mit diesen Worten landete. Sein vornehmes Gesicht war vor Wut verzerrt.

Lins kantiger Kiefer zitterte nun deutlich sichtbar. Vermutlich war es tatsächlich so, dass er sich ein wenig zusätzliches Geld und Freizeit hatte verdienen wollen. Aber ich hielt ihn auch für einen gewissenhaften Arbeiter und hatte die Befriedigung gesehen, als er die schwierige Aufgabe gemeistert hatte.

Da er keine Worte fand, die ausdrucksstark genug gewesen wären, um einen Gegenschlag zu platzieren, packte er einen Schraubenschlüssel und warf ihn auf seinen alten Feind und Kollegen. Er verfehlte ihn, aber nun gingen sie aufeinander los wie zwei große Bären. Selbst nachdem die anderen Männer sie auseinanderzogen hatten, hörte Cheng nicht auf, Lin mit Beleidigungen zu überschütten. „Schau dich an, alter Lin, wie sich dein Arsch in den Himmel reckt, seit du einen Lehrling zugewiesen bekommen hast. Was ist das schon? Ich sage dir, während ich schon bei der Armee war, hast du noch Schlammkuchen aus deiner Pisse gemacht!“

Die verbale Erwiderung meines Meisters beschränkte sich auf „*tamade!*“ das nationale Schimpfwort, eine verkürzte und etwas weniger grobe Form von „*cao tamade*“ – wörtlich „fick deine Mutter“.

Nach dem Mittagessen verließ Meister Cheng die Fabrik. „Ich gehe in die Klinik. Ich habe das Gefühl, mein Blutdruck ist etwas hoch“, erklärte er in bedeutungsschwerem Tonfall.

„Geheimagent!“ zischte Meister Lin, sobald Cheng aus der Tür war. „Er wird bestimmt über mich berichten! Wenn nicht, soll ich nicht mehr Lin heißen!“ Doch dazu sollte es nicht kommen. Schon kurz darauf wurde Lin zu Chef Wang gerufen, um zu erklären, was passiert war.

Meister Cheng hatte seine Angewohnheit, andere zu denunzieren, aus der Kulturrevolution übernommen, als die Menschen ermutigt worden waren, ihre Kollegen, Freunde und Verwandten auszuspionieren und zu verraten. Seinen Berichten waren schon einige Menschen zum Opfer gefallen.

19. KAPITEL EIN KAMPFWERKZEUG

„Fre ... fre ... fre ... fremd.“ Ich verzog meinen Mund bei den ungewohnten Lauten. „Eine Fremdsprache ist ein Werkzeug des Klassenkampfes“, hatte Marx laut unserem Lehrer gesagt, der unsere Klasse nun dazu brachte, ihm diese Worte nachzuplappern. Es war der zweite englische Satz, den ich lernte. „Es lebe der Vorsitzende Mao!“ war der erste. Aber Mao war seit neun Jahren tot, ich hatte vor fünf Jahren die Schule verlassen, und Maos Nachfolger huldigten der kapitalistischen Welt, die Marx verachtet hatte. Das Erlernen von Fremdsprachen, das nun, nachdem Fremdsprachen jahrelang unter Generalverdacht gestanden hatten, wieder im Trend lag, sollte auch mein Kampfmittel werden.

Die Idee stammte von Zhou Fang, einer weiteren Teilnehmerin des Kurses für patriotische Erziehung. Wir waren ins Gespräch gekommen und ich hatte ihr mein Herz ausgeschüttet und meine Lebensgeschichte vor ihr ausgebreitet. Fang schlug vor, ihren Englischkurs an der „Fern-Universität“, einer Art offenen Universität, zu besuchen. Das machte Sinn. Mit meinen Sprachkenntnissen könnte ich auf einen guten Job außerhalb der Fabrikmauern hoffen, denn ausländische Investoren begannen, sich in der Stadt niederzulassen.

„Eine Reise von tausend Li beginnt mit einem ersten Schritt.“ Ich tat meinen sofort und schrieb eine Bewerbung an den Politinstruktor Wang: Ich benötigte ein Empfehlungsschreiben von meiner Arbeitsstelle, um mich für den Unterricht anzumelden.

Zu meiner Bestürzung folgte eine lange Schweigepause. Was war das Problem? Die Regierung drängte doch junge Leute dazu, zu studieren und sich um die vier Modernisierungen zu bemühen, von denen man sich erhoffte, dass sie Chinas Anschluss an die Welt ermöglichen würden.

Wenn ich noch länger wartete, würde ich die Frist verpassen. Ich nahm all meinen Mut zusammen und beschloss, mich persönlich zu erkundigen. Ich fand Wang in seinem geräumigen, aber nüchtern eingerichteten Büro unter einem großen Porträt des Vorsitzenden Mao an seinem Schreibtisch sitzend, die Volkszeitung lesend und Tee schlürfend – so wie er es für gewöhnlich tat, wenn er sich nicht gerade in irgendeiner Besprechung befand.

„Ja, ich habe den Antrag erhalten“, antwortete er kalt und starrte mich an, unterbrochen von diesem fortwährenden, beunruhigenden Zwinkern. „Was würde es nützen, wenn du Englisch beherrschen würdest? Es ist nicht relevant für deine Arbeit, also lautet meine Antwort *nein!*“ Er sagte es mit einer knappen Endgültigkeit.

Ich schluckte meine Wut hinunter, um ihm das Vergnügen zu verwehren, sich an dem Elend zu weiden, das er mir bereitet hatte. Wang gehörte zu jenen Kadern, die keine noch so kleine Gelegenheit ausließen, um ihre Macht zu demonstrieren.

Mit Tränen in den Augen rief ich Fang an. „Mach dir keine Sorgen. Es muss einen Weg geben“, sagte sie. Fangs persönliches Motto versprach eine Lösung für alles: „Droht eine Flut, baue einen Damm, um sie aufzuhalten; stehen Eindringlinge vor den Toren, schicke Soldaten aus, um sie zu bekämpfen!“

Am nächsten Tag rief sie mich in ihr Büro in der Arbeitseinheit Nummer fünf im südlichen Teil des Geländes jenseits der Eisenbahnlinie, wo meine Mutter die meiste Zeit ihres Lebens geschuftet hatte. Um mir eine offizielle Ausrede zu verschaffen, bot ich an, die Druckmesser der dort stationierten Einheiten abzuholen.

Als ich auftauchte, saß Fang hinter ihrem Schreibtisch und lächelte triumphierend, wobei sich ihre Augen hinter der dicken Brille zu zwei Schlitzfenstern verengten. Vor ihr lag ein Empfehlungsschreiben in ihrer eigenen Handschrift auf einem Blatt offiziellen Liming-Briefpapiers, das sie von ihrem Abteilungsleiter, einem Freund, erhalten hatte. Sein rotes Siegel leuchtete wie eine Sonne.

„Du wirst das schon hinkriegen“, prophezeite Fang. „Niemand wird sich die Mühe machen, es genau zu prüfen. Alles, was sie dort brauchen, ist dein Name und ein offizielles Siegel.“

Ich drückte das Papier an meine Brust. „Wie kann ich dir nur danken?“ Ich wusste, dass sie ein Risiko für mich einging, auch wenn es relativ gering war.

„Keine Ursache!“

Fang war ein typisches Mädchen aus dem Süden, klein und schlank, die Gesichtszüge zart wie eine Seidenstickerei, kirschrote Lippen und hübsche Augen. Mit ihrem schlichten Haarschnitt und der Brille, die wie meine nur widerwillig auf der Nase blieb, sah sie immer noch wie eine Studentin aus.

Nur zwei Jahre älter als ich, war sie reif und einfallsreich, und unter ihrer Gelassenheit verbarg sich ein Starkstromkabel. Sie erinnerte mich an ein berühmtes chinesisches Flötenstück mit dem Titel „Frühlingsfluss, blühende Mondnacht“: In einer friedlichen Frühlingsnacht, so erzählt die Musik, wenn die Blumen in voller Blüte stehen, fließt ein Fluss, der im silbernen Mondlicht glänzt, schnell und voller lebensbejahender Energie dahin.

Als ich mich zum Gehen wandte, betrat ein Mann mittleren Alters, der die Ausstrahlung eines Kaders hatte, das Büro. Nachdem er mich mit seinen hervorstehenden Augen eine Weile angestarrt hatte, rief er: „Ist das nicht Xiao Li?“

Dieser Goldfischblick ließ keinen Zweifel zu. „Onkel Gao!“ Er war Ingenieur, ein Freund meiner Mutter, der uns jahrelang regelmäßig besucht und uns immer wieder bei kleineren Reparaturen im Haus geholfen hatte. „Wie groß du geworden bist! Das letzte Mal, als ich dich gesehen habe, hast du mir gerade bis zur Hüfte gereicht!“ Er grinste, schüttelte mir die Hand und musterte mich von oben bis unten.

„Oh, so modisch und modern! Wie die Mutter, so die Tochter“, kommentierte er.

„Lijia ist außerdem sehr klug. Und sie spricht ziemlich gut Englisch!“, sagte meine Freundin Fang.

Während ich gegen ihre Übertreibung protestierte, freute sich Onkel Gao über diese Nachricht. „Das ist ja toll, Xiao Li!“

Er hielt einen Moment inne, dann sprach er eine Einladung aus: „Da du schon einmal hier bist, möchtest du sehen, wo deine Mutter gearbeitet hat?“

„Ja, gerne!“

„Deine Mutter ist eine sehr tüchtige Frau“, schwärmte Onkel Gao, als wir die Werkstatt betraten. „Als Assistentin des Vorarbeiters schrieb sie die besten Jahresberichte, die wir je hatten. Dann wurde sie degradiert und musste in der Beizerei arbeiten. Ein Phönix, der in einem Hühnerstall verendet.“ Er schüttelte den Kopf. Ohne seine Kollegen in der Nähe, schien er sich frei zu fühlen, sie über den grünen Klee zu loben. „Sie war auch eine großartige Tänzerin!“, fügte er beherzt hinzu.

Er rief die Erinnerungen an die Wochenendtanxpartys in der Mitte der fünfziger Jahre wach. Live-Musik hatte den schlichten Basketballplatz am Fabrikgelände in einen Ballsaal der Träume verwandelt, in dem junge Männer um die lebhaftesten und attraktivsten Partnerinnen gewetteifert hatten.

„Das ist so lange her“, lachte Onkel Gao und schüttelte die sentimentalen Gefühle ab. Er wandte sich mir zu.

„Geht es deiner Mutter gut?“

Ich erzählte ihm von Ma und der wachsenden Rolle, die sie auf dem Konfuzius-Markt spielte. Er hörte aufmerksam zu. Eine Frage kam mir in den Sinn: Warum hatte er eigentlich vor Jahren aufgehört, uns zu besuchen? Ich wusste, dass mein Vater es nicht mochte, wenn Ma mit anderen Männern befreundet war, aber ab und zu brauchte sie die Hilfe eines Mannes. Und vielleicht auch Aufmerksamkeit.

„Ich freue mich, dass deine Mutter eine Möglichkeit gefunden hat, ihre Talente einzusetzen. Hier entlang, bitte.“

Man konnte den Arbeitsplatz mit seiner Nase finden. Der Gestank von Chemikalien wurde mit jedem Schritt intensiver. In der Werkstatt hatte ich Schwierigkeiten, meinen rebellierenden Magen unter Kontrolle zu bekommen.

Aus einem halben Dutzend riesiger Tanks, die in den Boden eingelassen waren, sprudelte eine Flüssigkeit, die die Farbe von Sojasauce hatte. „Bitte nichts anfassen“, rief Onkel Gao, um das Röhren der Luftpumpen zu über-tönen, als wäre diese Warnung notwendig. Die Tanks wirkten auf mich wie gefährliche Monster, die nach Beute gierten.

„Das Säurebeizen soll Maschinenteile vor Korrosion schützen.“, erklärte er lautstark. „Zuerst legen wir die Teile in diesen Tank“, zeigte er, als wir weitergingen, „um das Oberflächenfett zu beseitigen. Dann legen wir sie in Salzsäure und anschließend in den Laugenbehälter. Dort ... Langweile ich dich?“

„Nein, gar nicht!“ Ein paar Arbeiter in unserer Nähe vollzogen die Schritte, die Gao beschrieben hatte, das Muster, das Mas Leben jahrelang bestimmt hatte. Es war langweilig und gefährlich. „Hätte meine Mutter einen anderen Job bekommen können, wenn sie es versucht hätte, was denkst du?“ fragte ich.

„Ja, sicher. Ich habe ihr vorgeschlagen, mit den Leitern zu sprechen, sobald sich die Lage beruhigt hatte. In einem Verwaltungsjob hätte sie mit der Zeit vielleicht ein höheres Gehalt bekommen, wenn sie aufgestiegen wäre. Aber ich glaube, sie war zu sehr darauf konzentriert gewesen, das Bonus-geld und die extra Essensrationen zu beantragen, die den Säurebeizern zu-standen, Rippensuppe und Eier.“

Bilder von diesen Suppen blitzten in meinem Kopf auf, und eine vage Geschmackserinnerung legte sich auf meine Zunge. Ich dachte an Nais dünne Stimme, die uns Mutters Aufopferung in Erinnerung rief, aber sie war stets von den Schreien übertönt worden, mit denen wir das Essen begrüßten, das in unseren kleinen Schüsseln schwappte, wobei jedes von uns Kindern davon überzeugt war, dass es den kleinsten Anteil bekommen hatte. Wir waren viel zu beschäftigt gewesen, uns zu streiten, als dass es uns gekümmert hätte, woher das Essen kam, oder wir Mutters grobe, gelbliche und von Schwielen bedeckten Hände bemerkt hätten.

Ich brachte es nicht übers Herz, Ma ihr unvernünftiges Denken vorzuwerfen. Ihren mageren Kindern dabei zuzusehen, wie sie diese Suppen hinuntergeschlungen und stundenlang am Rippenmark genuckelt hatten, war für sie ausreichend gewesen, um die ekelhaften Gerüche und die tödliche Langeweile ihrer Arbeit zu ertragen.

Das Stechen breitete sich in meiner Nase aus, mir kamen die Tränen.

„Geht es dir gut?“ Onkel Gao sah mich freundlich an.

„Ich bin nur diese chemischen Gerüche nicht gewohnt“, log ich und wischte mir über die Augen.

„Niemand kann diesen Gestank leiden, selbst dann, wenn man sich daran gewöhnt hat.“

Nach dem Abendessen passte ich einen ruhigen Moment ab. „Mama, ich wusste gar nicht, dass du so ein Star bei den Tanzpartys in der Fabrik warst!“ Ich sah sie in einem neuen Licht.

Ein Lächeln glitt über ihr müdes Gesicht. „Oh ja, die Tanzpartys waren damals eine große Sache. Sobald die Musik anfang, begannen meine Füße zu jucken. Die Burschen tanzten gerne mit mir, weil ich leicht wie eine Schwalbe war. Das Leben war lustig, als ich in der Fabrik anfang. Wir waren jung, patriotisch und voller Ideale.“

„Ich wette, du hattest viele Verehrer, nicht wahr, Ma? War Onkel Gao einer von ihnen?“

„Ich wurde von vielen begehrt. Onkel Gao war immer sehr nett zu mir.“

Meine Mutter öffnete die Tür zu ihrer Vergangenheit so selten, dass ich mich nun direkt hindurch stürzte.

„Warum hast du dich dann nicht für einen von ihnen entschieden?“

„Ich wollte auf keinen Fall einen Mann aus der gleichen Fabrik heiraten. Das wäre zu viel gewesen.“ Das war meine eigene Stimme, mein eigenes Argument!

„Und dein Vater wirkte anfangs sehr kompetent und konnte ziemlich charmant sein. Woher sollte ich wissen, dass er sich als leere Hülle entpuppen würde?“

„Hattest du denn überhaupt keine Ambitionen?“ Mit diesem Einwurf traf ich einen wunden Punkt.

Ihr verträumter Gesichtsausdruck verschwand. Sie stieß einen langen Seufzer aus.

„Alle sagten zu mir: ‚Mein Herz ist höher als der Himmel, aber mein Schicksal ist dünner als ein Blatt Papier‘. Ich habe gelernt, mich mit meinem Schicksal abzufinden. Ich weiß, dass du ehrgeizig bist. Neugeborene Kälber haben keine Angst vor Tigern. Aber, mein Kind, setz dir nicht allzu hohe Ziele. Du wirst nur enttäuscht werden.“

Sie streichelte meinen Kopf mit einer Sanftheit, die ich so kaum kannte. Eine Strähne meines widerspenstigen Haares verhedderte sich zwischen ihren Fingern, bevor sie wieder freikam. Sie erhob sich und ging in Richtung Küche. Zum ersten Mal bemerkte ich die „Fischschwanzfalten“ in ihren Augenwinkeln. Ihr Rücken war aufrecht wie immer, doch schien sie in den Monaten, seit sie ihre Tanzschuhe, die nun verstaubten, weggeräumt hatte, um drei Jahre gealtert zu sein. Wieder einmal hatte sie sich widerwillig in ihr Schicksal gefügt.

„Demokratie allein reicht nicht aus. Ohne eine Diktatur, die uns vor Saboteuren schützt, können wir die soziale Stabilität nicht aufrechterhalten.“ In der Versammlungshalle, unter den Plakaten von Marx, Engels, Lenin, Stalin und dem Vorsitzenden Mao, hatten wir uns erneut zur Predigt des Politinstructors Wang versammelt. Er verlas die neuesten Richtlinien der Zentralregierung über die Stärkung des sozialistischen Rechtssystems als Entgegnung auf die steigende Kriminalität. Von Zeit zu Zeit hob er den Blick über seine halbmondförmige Brille und blickte auf die Versammlung wie ein Jagdhund, der bereit ist, zu attackieren.

Es gab immer noch zu viele Versammlungen aller Art. Kein Wunder, dass die privaten Unternehmen, die von diesem politischen Ballast befreit waren, weitaus besser abschnitten als die Betriebe des staatlichen Sektors.

Ich wurde ungeduldig. Ich hatte keine Zeit zu vergeuden, denn ich hatte mich gleich für drei Kurse angemeldet: Grammatik, amerikanische und britische Geschichte und einen Intensiv-Lesekurs – die maximal zulässige Anzahl an Kursen, die man in einem Semester an der Fern-Universität belegen durfte. Niemals hätte ich mir vorstellen können, dass das Studium der englischen Sprache mir – dem Frosch – zu einer erweiterten Perspektive verhelfen würde. Die Wände des Brunnens, in dem ich saß, rückten unaufhörlich näher, doch das Licht, das die Erfahrungen anderer Menschen hereinfallen ließ, erhellte mein Leben.

Von meinem neuen Ziel beflügelt, versuchte ich, jede freie Minute zum Lernen zu nutzen. Nach dem Abendessen zu Hause radelte ich durch die Dunkelheit zurück zur Werkstatt: Es gab keine Straßenbeleuchtung und unsere Fahrräder verfügten über keine Lichter. Ich fürchtete mich vor der Wegstrecke in der Mitte, einer ungepflasterten Straße, die am Flussufer entlangführte und von der man Geschichten über Vergewaltigungen, Morde, Unfälle und sogar über ein Gespenst erzählte, das seinen Kopf abnahm, um sein unglaublich langes Haar zu kämmen. Mehrmals stürzte ich vom Rad, etwa, wenn ich gegen einen Stein prallte oder in einen Graben fuhr. Oder ich wurde von verliebten jungen Paaren erschreckt, die plötzlich vom Flussufer her auftauchten.

Mit einem Lied der Carpenters sang ich mir Mut zu.

*Sing, sing a song, sing out loud, sing out strong, sing a good thing not bad,
sing for you and me. La...la...la...*

Ich lernte sogar unter Wangs wachsamem Blick. Meine Taktik bei den Versammlungen bestand darin, mich in eine ruhige Ecke ganz hinten zu setzen, wo ich mein Buch in einer Ausgabe der Volkszeitung versteckte.

Während Wang sich über Saboteure ausließ, vertiefte ich mich in eine vereinfachte englische Version von *Jane Eyre*, die ich sehr inspirierend fand. Ich liebte Geschichten wie *Jane Eyre* oder *Great Expectations*, in denen es um kleine Leute aus der Unterschicht geht, die hart dafür kämpfen, ihr Schicksal zu verbessern.

Die Lektüre englischsprachiger Romane befriedigte sowohl mein Bedürfnis, die Sprache zu erlernen, als auch mein Interesse an der Literatur, das immer weiter zunahm. Von den Literaturzeitschriften hatte ich nie eine

Rückmeldung erhalten. Aber ich hatte keine Zeit, mich zu grämen: Englischlernen hatte für mich nun oberste Priorität.

Li hatte meinen Appetit auf die englische Sprache geweckt. Nach unserer Begegnung hatte ich vereinfachte Romane auf Englisch gekauft, aber aus Frustration wegen meines schlechten Niveaus hatte ich bald aufgegeben. Jetzt konnte ich diese geistigen Leckerbissen verschlingen – es war, als würde ich in einem zertifizierten Restaurant salzige Nanjing-Ente serviert bekommen. Dabei handelt es sich um eine besondere Art von Ente wohl-gemerkt, sie wird in der Stadt gezüchtet, eine zeitlang eingelegt und schließlich auf ganz bestimmte Weise zubereitet.

Die englischen Romane kaufte ich in der Fremdsprachenbuchhandlung. Von den Wänden leuchteten zwar immer noch marxistische Plakate, aber die Propagandamitteilungen im Radio waren inzwischen durch seichte Klaviermusik von Richard Clayderman ersetzt worden. Die Carpenters zählten zu den ersten populären westlichen Bands, die in den Handel kamen. Klassische Romane waren billig, denn das Konzept geistigen Eigentums war so abwesend wie die toten ausländischen Autoren selbst. Die Fußnoten auf Chinesisch waren im Allgemeinen nützlich und oft amüsant. „Oliver hatte die schlechte Angewohnheit der kapitalistischen Jugend, das Aussehen hübscher Mädchen zu beurteilen oder gar zu bewerten“, warnte eine Fußnote in *Love Story*, Erich Segals Bestseller, auf der Seite, auf der Oliver die Beine seiner Freundin mit „A“ bewertet.

Ich interessierte mich besonders für englische Romane, da mich die politisch gefärbten Lehrbücher der Schule langweilten. Wir erfuhren, wie schockiert Lenin war, als er London besuchte und den großen Unterschied zwischen dem West End und dem East End sah.

„Zwei Länder in einer Nation!“, soll der spätere Sowjetführer wütend gezischt haben. „Der Kapitalismus hat die Welt erobert, von Kopf bis Fuß, er dringt in jede Pore, mit Blut und Schmutz.“

Auf dem Lehrplan unseres Kurses für Intensivlektüre stand natürlich auch Dickens' *Oliver Twist*, den ich in der Schule auf Chinesisch gelesen hatte. Selbst zu der Zeit, als die meisten westlichen Romane verboten waren, gehörte „Ein Waisenkind in der nebligen Hauptstadt“, so die chinesische Übersetzung des Titels, zu den wenigen erlaubten Büchern, da sie genau das richtige Bild des kapitalistischen London zeichnete: kalt, elend und ungerecht.



Auf Vaters Bitte hin sparte Mutter genügend Geld, um dieses Studiofoto von uns für ihn machen zu lassen. Meine Schwester und ich tragen Röcke, die wir von unseren Nachbarinnen ausgeliehen hatten.



Eines der seltenen Fotos, auf denen die ganze Familie abgelichtet ist



Meine Geschwister und ich (etwa 13 Jahre alt)



Ein Künstlerfoto, das meine Mutter in ihrer Jugend zeigt



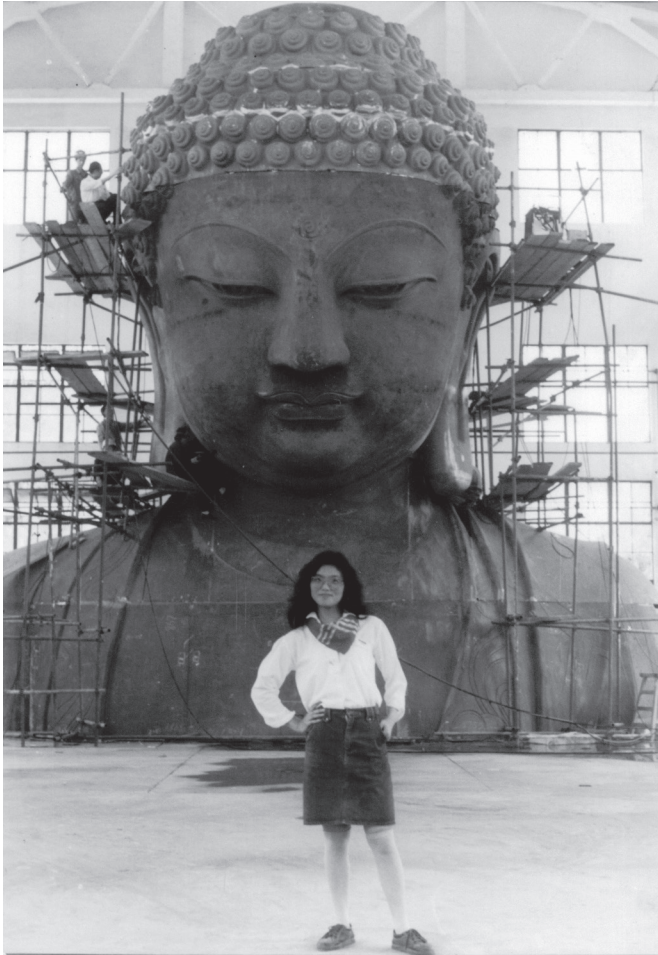
Mein Vater in seiner Jugend



Mit Klassenkamerad*innen von der TV-Universität, in der ersten Reihe ganz rechts:
„Charmebolzen“ Ning



Mit meiner lieben Freundin Zhou Fang



Vor dem Bronze-Buddha den unsere Fabrik hergestellt hat

27. KAPITEL STURM

Versteckt in einer Ecke des Werksgeländes, abgedeckt durch ein Metallnetz, erblickte ich meine Zukunft, die leise im Sonnenlicht funkelte: Ein Stück flexiblen Metallschlauchs. Wer hätte gedacht, dass dieses unscheinbare Ding solche Freude auslösen würde? Obwohl ich den Begriff schon einmal gehört hatte, hatte ich mir nichts darunter vorstellen können. Es handelte sich um ein Objekt, das zwei Rohre in einem rechten Winkel miteinander verband. Jetzt nahm ich diese Schläuche überall in der Fabrik wahr, während ich mich auf den Weg zurück in meine Werkstatt machte.

Am liebsten hätte ich jedes dieser Teile einzeln begrüßt. Ich kam gerade aus der neu eingerichteten Abteilung für flexible Metallschläuche, wo mich Direktor Du, ein Mann mit einem dichten Schopf tiefschwarzer Haare, in seinem Büro herzlich empfangen hatte. Er musterte mich von oben bis unten, wobei er seinen Blick etwas länger auf meiner seltsamen Brille ruhen ließ, und stellte fest: „Was für ein modernes Mädchen! Wir haben schon viel von Ihnen gehört. Selbst Ausländer sind von Ihrem guten Englisch beeindruckt. Stimmt das?“

Ich lächelte. Die Geschichte der Ausländer, die ein Loblied auf mich gesungen hatten, hatte sich wie Puffreis ausgebreitet. Ein paar Monate zuvor hatte ich auf einer von Liming organisierten Tour zu einer Industrieausstellung zwei westliche Rucksacktouristen getroffen, die sich verirrt hatten. Nachdem ich ihnen den richtigen Weg gewiesen hatte, bedankten sie sich überschwänglich bei mir und versuchten dann meinen Kollegen auf Chinesisch „*tai bangle*“ – „großartig“ –, mitzuteilen, wobei sie ihre Daumen in die Höhe hielten. Meine Kollegen hatten schon oft gehört, wie ich Selbstgespräche auf Englisch führte, aber dass ich mich mit echten, lebendigen „ausländischen Teufeln“ unterhalten konnte, verblüffte sie doch.

Für den Rest des Tages hatte Chef Lan immer wieder den Daumen hochgehalten und den komischen Akzent des Ausländers imitiert – „*tai bangle*“ – und dafür viel Gelächter geerntet.

Sollte ich endlich einmal Glück haben?

„Wir haben gerade einige Maschinen aus Deutschland importiert“, erzählte Direktor Du. „Können Sie uns helfen, die englische Broschüre zu übersetzen, – natürlich gegen Gebühr?“

„Es wäre mir eine Ehre.“

Bevor er mich gehen ließ, zeigte Du mir das entsprechende Produkt und erklärte mir, wie der Schlauch in Rohrleitungen eingesetzt wurde, um temperaturbedingte Verschiebungen auszugleichen, oder um Rohre auf unebenem Gelände zu verlegen.

Hatte Du die Absicht, mich für seine Arbeitseinheit einzustellen?

Ehe ich mich versah, hatte ich mir einen Namen gemacht. Die Leute suchten mich auf, um mir Fragen zum Englischstudium zu stellen; Mütter hielten mich mitten auf der Straße an, damit ihre Kinder ein paar Worte auf Englisch mit mir wechseln konnten. Immer weniger Leute warfen mir vor, eine Vorliebe für „Schwanenfleisch“ zu haben. Einige junge Mädchen begannen sogar, meinen selbstkreierten Modestil zu kopieren.

Meine Berühmtheit schlug sich aber leider nicht in einem Jobangebot nieder. Als ich mit meinem ersten Versuch, professionelle Übersetzerin zu werden, scheiterte, war ich jedoch nicht allzu bestürzt. Es würde noch mehr Gelegenheiten geben, sagte ich mir.

Erst kürzlich hatte Weijia meine elegante Interviewerin, eine Oberlehrerin an einer nahe gelegenen Mittelschule, bei einem Treffen für vorbildhafte Lehrer kennengelernt. Unsere Namensgleichheit und die Tatsache, dass wir uns ähnlich sahen, hatte sie dazu veranlasst, Weijia zu gestehen, dass ich die Stelle bestimmt bekommen hätte, wäre ich nur mit besseren *guanxi* gesegnet gewesen. Die Nachricht war ein schwacher Trost. Ohne Beziehungen oder einflussreiche Eltern, so wurde mir klar, hatte ich kaum eine Chance, jemals über sogenannte „offene Auswahlverfahren“ eine Stelle zu bekommen.

Nachdem ich bei Fernsehsendungen und Filmen mitgearbeitet hatte, bei denen ich die Freiheit gehabt hatte, blumige Worte und Ausdrücke einzuflechten, fühlte ich mich nun, bei diesem Übersetzungsauftrag, von der Zubereitung eines Festmahls auf die Zusammenstellung einer Dosis chinesischer Kräutermedizin reduziert – alles, was zählte, war trockene Präzision. Um die Fachausdrücke exakt wiedergeben zu können, musste ich einen Freund aus der Abteilung anrufen und fragen, wie die Dinge funktionierten. Zum ersten Mal kam mir mein Abschluss in Maschinenbau zugute.

Kurz nachdem ich meine fein säuberliche handschriftliche Übersetzung abgegeben hatte, rief Du mich erneut zu sich. Er kam direkt zur Sache.

„Würden Sie gerne als Übersetzerin für uns arbeiten?“

„Ja, sehr gerne!“ schoss ich zurück.

„Wir können Ihnen zwar kein so hohes Gehalt bieten wie es manche ausländischen Unternehmen tun, aber es ist auch nicht schlecht bezahlt, und Sie werden die Möglichkeit haben, nach Deutschland zu reisen.“ Er zeigte auf der Weltkarte, die an seiner Wand hing, auf Deutschland.

„In Zukunft werden unsere Produkte in der ganzen Welt verkauft. Wenn wir fortschrittliche Technologie mit unserem Vorteil der billigen Arbeitskräfte kombinieren, sollten wir in der Lage sein, wettbewerbsfähige Preise anzubieten. Sie werden sehen. Wir brauchen Talente wie Sie.“ Er klopfte mir auf die Schulter mit dem Gehebe eines Kommandanten, der Truppen für die Eroberung der Welt rekrutiert.

Die flexible Metallschlauchanlage war die Idee unseres neuen Fabrikdirektors, Chef Cao gewesen. Er war zu dem Schluss gekommen, dass es keinen Sinn machte, sich auf die begrenzten staatlichen Mittel zu verlassen, weshalb er energisch zivile Produkte entwickeln ließ. Als die Spannungen des Kalten Krieges nachließen, ging die Nachfrage nach Chinas ohnehin meist veralteten Waffen zurück, und der Militärhaushalt wurde gekürzt. In jenen Tagen war sogar die Armee ins Geschäftsleben eingestiegen – in Karaokebars oder Diskotheken, die von der einen oder anderen Militärabteilung betrieben wurden, konnte man sich prächtig amüsieren.

Die Strategie Direktor Caos bestand darin, marktfähige zivile Produkte herzustellen, die es der Fabrik ermöglichten, ihr vorhandenes Know-how zu nutzen. Unser Bewässerungswagen, eines dieser neuen Produkte, war derselbe Wagen, der zum Transport von Flüssigtreibstoff für Raketen verwendet wurde, – mit einigen Modifikationen. Flexible Metallschläuche, die immer häufiger nachgefragt wurden, wurden nun ebenso vielfältig eingesetzt. Die Abteilung, die diese Schläuche herstellte, war, wie Ma schnell herausfand, die profitabelste in der ganzen Fabrik, und deren Mitarbeiter erhielten die höchste Prämie. Sie war begeistert. Ich wartete ungeduldig auf meine Versetzung.

Die Gesänge, die aus dem Tempel des Krähenden Hahns am östlichen Fuße des Hahnenbergs drangen, störten die Stille kaum. Unter den steilen Dächern

des Tempels hielten die Nonnen ihre Augen geschlossen, ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie über weltlichen Sorgen standen. Mit ihren kahlgeschorenen Köpfen und den stumpfgrauen Gewändern deutete – abgesehen von ihren Stimmen – kaum etwas darauf hin, dass es sich um Frauen handelte. Eine ältere Nonne, ihr Gesicht faltig wie eine Walnuss, schlug einen Rhythmus auf einem hohlen Holzfisch. Die meisten waren alt, außer einem hübschen Mädchen. Sie musste die jüngste Konvertitin sein, denn das Kloster hatte erst vor kurzem wieder begonnen, Nonnen aufzunehmen. Sie würde sich wohl nie Gedanken über Beförderungen oder Misserfolge machen.

Liang und ich spähten durch die kunstvollen Holzschnitzereien in das Innere der Gesangshalle. Gerade als ich mich zu fragen begann, wie ein Monat so lange dauern konnte, hatte er angerufen, gleich nach seiner Rückkehr nach Nanjing. Auf meinen Vorschlag hin trafen wir uns bei diesem Nonnenkloster, das zehn Minuten vom Trommelturmplatz entfernt auf einer male- rischen Hügelkuppe lag. Er trug ein weißes T-Shirt, war leicht gebräunt, sah gut aus und war bester Laune.

„Wie war Ihr Urlaub?“ fragte ich, als wir über das Tempelgelände schlen- derten.

„Nicht schlecht, aber es war kaum ein Urlaub. Es war toll, meinen Sohn wiederzusehen. Er ist unglaublich gewachsen! Aber ich muss gestehen, dass ich mich nach einer Weile gelangweilt habe. Ich habe inzwischen mehr Freunde hier.“

Die chinesischen Gelehrtenbäume blühten üppig. Wenn der Wind we- te, tanzten die kleinen weißen Blütenblätter wie Schneeflocken herab.

„Die Blüten sind essbar, wissen Sie das?“, ich pflückte eine von einem niedrigen Ast und steckte sie in den Mund. „Meine Oma hat immer Pfann- kuchen gemacht mit diesen süßen Blüten als Füllung. Köstlich!“

„Tatsächlich!“ Er probierte selbst eine Blüte. „Gar nicht schlecht“, meinte er höflich.

„Wenn man arm ist, muss man einfallsreich sein. Deshalb essen wir Chi- nesen auch alles, was sich bewegt.“

„Unsere Küche ist auch eher eine Arme-Leute-Küche.“ Liang hatte für alles eine gute Erklärung parat. Irgendwo hoch oben im Baum zirpte eine Zikade. Wieder schwirrte mir dieser Duft aus meiner Kindheit entgegen.

„Früher haben wir sogar Zikaden zum Essen gegrillt. Schmeckt wirklich nicht schlecht.“

„Das überspringe ich“, lachte er.

Wir setzten uns in das Teehaus, ursprünglich ein Ort für buddhistische Zeremonien. Es war ein traditioneller Holzbau mit Schnitzereien, die die Türen und Fenster in voller Länge zierten.

Die zinnoberroten Säulen, die die schweren Balken stützten, standen elegant in einer Reihe und bildeten eine feierliche Bühne, auf der ich mein jüngstes Unglück präsentieren konnte.

Das lange Schweigen aus der Einheit für flexible Metallschläuche hatte mich beunruhigt. Als ich endlich den Mut aufbrachte, Direktor Du anzurufen, sagte er: „Aiya, Kleine Zhang, es ist kompliziert, komplizierter als ich dachte.“ Er hatte genervt geklungen. „Stimmt es, dass Sie immer noch Arbeiterstatus haben?“

„Ja, das stimmt“, entgegnete ich traurig, als würde ich einer zukünftigen Schwiegermutter gestehen, dass ich unfruchtbar war. Ich war so hoffnungsvoll gewesen, dass mir gar nicht aufgefallen war, dass ich eigentlich gar nicht für den Beruf einer Übersetzerin qualifiziert war, denn der war als Kaderberuf eingestuft.

„Hören Sie, ich werde nicht aufgeben. Ich werde versuchen, Sie von Ihrer Arbeitseinheit auszuleihen.“

Eine Woche später erzählte mir ein Freund aus der Metallschlauchabteilung, dass Du unerwartet in eine andere Fabrik versetzt worden war. Gerüchten zufolge hatte er sich den Spitznamen „Großmaul Du“ eingefangen, weil er mit allzu vielen unrealistischen Pläne hausieren gegangen war. Schlimmer noch, sein Ehrgeiz und sein Ego missfielen gewissen Führungskräften.

Mit letzter Hoffnung hatte ich mich an seinen Stellvertreter gewandt, der mir die endgültige Enttäuschung brachte. Als Du versucht hatte, mich von meiner Arbeitseinheit auszuleihen, hatte sich der politische Ausbilder Wang entschieden geweigert, mich gehen zu lassen, mit der Begründung, dass ich dringend gebraucht würde. Gebraucht? Jeder, der nur über ein halbes Kinderhirn verfügte, konnte meinen Job erledigen.

„Oh, wie schade!“ meinte Liang mitfühlend. „Ich habe auch in einer Fabrik gearbeitet. Ich weiß, wie frustrierend das sein kann.“

Er schenkte mir eine Tasse mit heißem Jasmintee ein. Ein Wirbel von Teeblättern schwamm auf der Oberfläche, dann sank er langsam nach unten. Im Sommer gibt es nichts Besseres als Tee, um den Durst zu stillen.

„Jetzt hören Sie mir zu“, sagte er. „Wenn Ihr oberstes Ziel darin besteht, einen Übersetzungsjob in der Fabrik zu finden, dann tun Sie alles, was Sie können, um Ihre Beziehung zu diesem Wang zu verbessern; aber wenn Ihr langfristiges Ziel darin besteht, aus der Fabrik herauszukommen, dann konzentrieren Sie sich lieber darauf.“

„Ich will da raus.“ Dieses jüngste Theater hatte mich entschlossener gemacht denn je.

„Ich werde die Augen für Sie offenhalten. Was sind die guten Seiten an Ihrem jetzigen Job?“

„Ich habe nicht zu viel zu tun und komme gut mit meinem direkten Vorgesetzten Lan, aus.“ Seit mich die fremden Teufel gelobt hatten, war Chef Lan noch entgegenkommender, überzeugt davon, dass ich ein Juwel war, das zu Unrecht im Fett seiner Werkstatt feststeckte.

„Ausgezeichnet! Machen Sie das Beste daraus.“ Liang lächelte mich an, und der schwere Nebel, der mein Herz seit Tagen umwölkte, begann sich zu verziehen.

Mit einem dramatischen Trommelschlag endeten die Gesänge der Nonnen. Die Pilgerscharen, die die Gesangshalle umkreist hatten, strömten in den Haupthof. Einige entzündeten Räucherstäbchen an den goldenen Flammen der karottenförmigen roten Kerzen. Sie steckten reihenweise in großen metallenen Ständern, die wie Soldaten auf Stelzen in Schlachtfornation standen. Die Gläubigen, die mit geschlossenen Augen ihre Hände zum Gebet zusammenschlugen, murmelten Mantras, bevor sie die Räucherstäbchen in ein großes kupfernes Räuchergefäß warfen oder brennende Kerzen in die Fornation einfügten. Rauch stieg langsam in die Höhe und verdeckte ihre Gesichter. Eine sanfte Brise erfüllte unsere Nasen mit dem Duft des Weihrauchs. Vom Teehaus aus beobachteten wir das Treiben im Hof, nippten an unserem Tee und fragten uns, wer diese Menschen waren. Gläubige, die sich auf einer weiteren Pilgerreise befanden, um gutes Karma für das kommende Leben anzusammeln? Oder waren es vielmehr nur gelegentlich Gläubige, die sich durch bestimmte Anliegen wie Beförderung, Heirat oder die Gesundheit eines geliebten Menschen zum Gebet bemüßigt fühlen?

Der Buddhismus erlebte in China ein Revival. In der Straße vor dem Tempel hatten zahlreiche Geschäfte eröffnet, die Kerzen, Räucherstäbchen, diese fischförmigen Holztrommeln und andere Ritualgegenstände verkauften. Die im zweiten Jahrhundert aus Indien nach China eingeführte Religion

war domestiziert worden. Mit der Zeit hatte sie sich mit dem Taoismus und dem Konfuzianismus vermischt und beherrschte seither das spirituelle Leben der Chinesen.

„Die Religion wurde wahrscheinlich nie zur Gänze aus den Köpfen der Menschen getilgt, auch nicht während der Kulturrevolution. Diese Menschen können doch nicht alle über Nacht zu Buddhisten geworden sein, oder?“ Liang war wie immer voller interessanter Fragen.

„Nein, bestimmt nicht.“ Ich erzählte ihm von meiner Großmutter. Auch wenn sie eine zeitlang nicht offen praktiziert hatte, war sie bis ins Mark stets eine Buddhistin gewesen. „Sie glaubt, dass das Leben ausschließlich Leiden bedeutet, deshalb nimmt sie ihr Schicksal so an. Das muss ihr durch die schlimmsten Zeiten geholfen haben.“

„Im Laufe der Geschichte haben die Menschen immer wieder Kraft aus der Religion geschöpft.“ Nach einer Pause fragte Liang: „Wissen Sie noch, was Marx über Religion gesagt hat?“

„Religion ist das Opiat, das die Menschen vergiftet.“ Natürlich erinnerte ich mich an den berühmten Satz, mit dem er Jahrtausende menschlichen Strebens verdammt hatte. Uns allen war die marxistische Auffassung beigebracht worden, dass die Religion ein Produkt der Geschichte sei und zusammen mit dem Aberglauben aussterben würde, wenn die Gesellschaft ein fortgeschrittenes Niveau erreicht habe.

Liang verriet, dass ihm diese Aussage einmal in einem englischen Buch begegnet war, in dem es aber nur hieß: „Religion is the opiate of the people“. Vielleicht betonte die chinesische Übersetzung nur das Negative, schloss er. Jedenfalls glaubte Marx, dass Religion eine Folge des wirtschaftlichen Drucks sei – sie diene nur dazu, die armen, unterdrückten Arbeiter zu trösten. „Aber sehen Sie sich Amerika an, wirtschaftlich hoch entwickelt, aber auch stark religiös.“

„Ist es das? Worauf wollen Sie hinaus?“

„Nun, die Religion wird vielleicht auch dann nicht verschwinden, wenn die Gesellschaft ein fortgeschrittenes Niveau erreicht hat.“ Wir leben in einer verwirrenden Zeit, sagte er, weil plötzlich so viele Informationen von außen hereinströmen, die dem widersprechen, was wir gelernt haben.

Ich nickte und schaute aus dem Fenster, während ich seine Worte verdaute.

Das Teehaus bot einen Blick auf den Xuanwu-See, dessen glitzernde, jadegrüne Oberfläche sich bis zum Purpurberg auf der anderen Seite hin erstreckte. Er war so groß, dass ein Kaiser dort hunderttausend Mann versammelt hatte, um auf fünfhundert Schiffen Flottenübungen durchzuführen. Heute gab es da nur noch ein paar Ausflugsboote. In der späten Nachmittagssonne glitzerten die Wellen wie Fischschuppen.

„Was für ein perfekter Ort!“, schwärmte er. „Wie haben Sie ihn gefunden?“

Ich zollte Pan Hai, meinem literarischen Freund aus der Fabrik, gebührende Anerkennung. Der alte Pan der ursprünglich nicht aus Nanjing stammte, hatte es sich zum Ziel gesetzt, die Stadt gründlich zu erkunden. An freien Tagen kam er zum Tempel des Krähenden Hahns, um Gedichte zu lesen, seine eigenen zu schreiben und über Leben und Tod nachzudenken. Hier fand man reichlich Inspiration.

Genauso berühmt wie der Tempel selbst war auch der Rouge-Brunnen am Osthang des Berges. Als Vertreter einer rivalisierenden Dynastie gegen Ende des sechsten Jahrhunderts angegriffen hatten, war der letzte Cheng-Kaiser mit seinen beiden Lieblingskonkubinen in diesen Brunnen gesprungen, um sich zu verstecken, aber eine Spur von Rouge auf dem Brunnenrand hatte sie verraten. Selbst heute noch, so die Legende, könne man, wenn man den Brunnen mit einem weißen Seidentuch abwischte, den verzweiferten, blutroten Fleck erkennen, die tränenreiche Schminke jener todgeweihten Kurtisanen. Im Laufe der chinesischen Geschichte wogten die Bürgerkriege wie eine tödliche Flut auf und ab und fegten korrupte und gescheiterte Diktatoren hinweg. Ohne die Romantik von Volkslegenden hätte sich die brutale Realität der lokalen Geschichte noch viel düsterer angehört.

Trotz seines ausgefallenen Namens war der Brunnen heute trocken und unbedeutend, aber ich hatte mich in diesen Tempel verliebt und war erstaunt darüber, dass ein spiritueller Ort wie dieser inmitten des Lärms einer Großstadt überleben konnte.

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Freund“, sagte Liang, „er scheint ein interessanter Charakter zu sein.“

„Das ist er auch.“ Ich erzählte Liang von Pan, seinen Gedichten und wie viel ich von ihm gelernt hatte.

„Ihre Mutter muss sich Sorgen machen, die jungen Männer rennen bei Ihnen zu Hause bestimmt die Tür ein!“, scherzte er.

33. KAPITEL UNGEWOLLTE FREUDE

„Glückwunsch! Sie haben tatsächlich *XI!*“ Die hübsche Krankenschwester, die mit meiner Urinflasche weggegangen war, kam zurück, um mir diese Nachricht zu überbringen. *Xi*, Freude, ist ein dezentes Wort für Schwangerschaft. Solch eine Bestätigung sollte eigentlich geballte Freude auslösen, – aber nicht für ein unverheiratetes Mädchen, das nicht einmal in einer festen Beziehung war.

„Danke.“ Ich verzog mein Gesicht zu einer lächelnden Grimasse und nahm ihr den Teststreifen ab. Es gab zwei Linien darauf, eine für ein positives und eine für ein negatives Testergebnis: Das Feld neben der positiven Zeile war mit einem *X* ausgefüllt – genau wie diese blutroten *X*, die man auf den großen Plakaten sah, die die Verbrechen von zum Tode verurteilten Gefangenen aufführten.

Als ich aus dem Krankenhaus trat, wurde mir von der strahlenden Sonne schwindelig. Ich öffnete die Augen und erblickte meine Heimatstadt von ihrer bezauberndsten Seite. Überall blühten die Frühlingsblumen im milden Licht.

Xi? Unwillkürlich legte ich eine Hand auf meinen Bauch, der so flach war wie ein frisch geteeter Weg. Dort wuchs ein Baby? Kaum vorstellbar. Als meine Periode ausblieb, hatte ich mich zu meinem Entsetzen mit dieser Möglichkeit auseinandersetzen müssen. Jedes Mal, wenn ich meine Unterwäsche vergebens auf Flecken überprüft hatte, war das Grauen größer geworden. Schließlich hatte ich – weit weg von zu Hause – ein Krankenhaus besucht, nur um meine schlimmsten Befürchtungen bestätigt zu bekommen.

Einen Schwangerschaftstest zu machen war so einfach wie auszuspucken. Aber eine Schwangerschaft abzubrechen, war es nicht. Ich musste ein Schreiben von meiner *danwei* vorlegen, das beweisen sollte, dass ich verheiratet war, und dass meine Chefs mit der Abtreibung einverstanden waren.

Xi, xi, xi? Wie wurde man diese ungewollte Freude wieder los? Diese Frage rotierte in meinem Kopf, während ich mit dem Fahrrad nach Hause fuhr. Chinas strenge Abtreibungskontrollen verursachten Frauen in meiner Lage unsägliches Leid. Manche benutzten einen Metalldraht, um den

Fötus herauszufischen, oder drückten ihn mit einem großen Nudelholz in den Bauch hinein. Andere Frauen waren gezwungen, sich an Quacksalber mit fragwürdigen Praktiken zu wenden. In ihrer Verzweiflung sprangen einige sogar von der großen Jangtse-Brücke in den Tod.

Es kam überhaupt nicht in Frage, ein uneheliches Kind zu behalten. Man würde es nicht offiziell registrieren können, damit würde es niemals eine Aufenthaltsgenehmigung erhalten und dürfte nicht einmal zur Schule gehen. Ein uneheliches Kind würde seinen Makel wie einen schwarzen Fleck im Gesicht umhertragen und von Geburt an gedemütigt werden. Aber die Demütigungen würden vermutlich zunächst meine Familie und mich treffen. Spätestens wenn mein Bauch offensichtlich größer würde, würden mich die Planungsbeamten der Fabrik auf den Operationstisch zerren.

Um mein Leben vor dem Ruin zu bewahren, startete ich eine Selbstrettungsaktion. Zunächst kaufte ich für teures Geld ein Stück Hirschhorn-Moschus – sein starkes Aroma konnte angeblich eine Fehlgeburt auslösen. Gierig wie ein Hund schnüffelte ich daran und legte es nachts unter mein Kopfkissen. Aber nichts geschah. In der darauffolgenden Nacht ging ich an das dunkle Flussufer und sprang die steile Böschung hinunter, in der Hoffnung, das Baby aus meinem Körper zu reißen. Trotz meines gewaltsamen Einsatzes passierte gar nichts. Bei meinem nächsten Besuch am Fluss sprang ich in das stinkende, kalte Wasser, um darin zu baden – auch eiskaltes Wasser könne eine Fehlgeburt auslösen, so glaubte man. Doch ich erkälte mich nur. Das Baby klammerte sich beharrlich an sein kleines Leben.

Am darauffolgenden Abend stand ich vor der Tür meiner lieben Freundin Zhou Fang. Wie immer, wenn ich Hilfe brauchte, wandte ich mich an sie.

„Aiya, Lijia, lai, lai.“ Fangs Mutter öffnete die Tür und begrüßte mich mit einem warmen Lächeln. Abgesehen von den Falten in ihrem freundlichen Gesicht, sah sie genauso aus wie ihre Tochter. „Xiao Fang, Lijia ist da.“

Fang kam aus ihrem Zimmer und lächelte breit. Sie war nicht wirklich überrascht. Ich fuhr oft eine halbe Stunde mit dem Fahrrad nach Norden und stand ohne Vorwarnung vor ihrer Tür, um zu plaudern, oder um Rat in großen und kleinen Angelegenheiten zu suchen. Sie hatte noch mehr zu tun als sonst. Den ganzen Tag über hatte sie neben ihrem anspruchsvollen Job auch noch das Verfassen von Anschreiben ihres Verlobten zu

bewältigen, der sich an amerikanischen Universitäten bewarb. Dazu kam ein bürokratischer Krieg um ihre Versetzung als Englischlehrerin an eine technische Schule, zu der ihre Familie ein paar Kontakte hatte. Dennoch lehnte sie nie ab, wenn ich oder jemand anderer, der Hilfe brauchte, sich an sie wandte. Ihr Einfallsreichtum und ihre Herzlichkeit hatten ihr einen großen Freundeskreis beschert.

„Bitte zieh die Hausschuhe an.“ Um den Boden sauber zu halten, zog Fangs Familie immer ihre Straßenschuhe aus. Ihre Zweizimmerwohnung, die ihr von der Polytechnischen Schule zugewiesen worden war, in der ihr Vater unterrichtete, hatte denselben Betonboden und dieselben weiß getünchten Wände wie meine Wohnung, fühlte sich aber irgendwie gemütlicher an, dank der menschlichen Wärme.

„Hast du schon gegessen?“ Fangs Mutter brachte mir Tee und Süßigkeiten.

„Ja, danke, Tantchen.“

„Warum bist du so blass und dünn?“ Sie sah mich besorgt an. „Hast du zu viel gearbeitet und zu wenig gegessen? Soll ich dir etwas zu essen aufwärmen?“

Mein Gesicht hatte die Farbe von Essiggurken, ich sah abgekämpft und fahl aus, das wusste ich. Die unerträgliche Last des *xī* saugte mich aus wie ein Blutegel.

„Mach dir keine Sorgen, Tantchen. Ich werde später noch etwas Ordentliches essen.“ Ich hatte schon oft die Gastfreundschaft von Fangs Familie genossen. Das Essen war eher unspektakulär, das muss ich zugeben, denn ich war von Nais guter Küche verwöhnt. Aber ich genoss die liebevolle, ruhige Atmosphäre dort, weit weg von den oft angespannten Verhältnissen in meinem eigenen Zuhause. Sogar ihre Streitigkeiten waren liebevoll.

„Ungezogene alte Frau!“ pflegte Fangs Vater zu seiner Frau zu sagen, wenn sie begann, in der Küche Gemüse zu schnippeln, „das ist mein Job, und ich kann das besser als du.“

In Fangs Zimmer ließ sie mich auf dem einzigen Stuhl Platz nehmen und hockte sich mir gegenüber auf das Bett.

„Ich habe eine Menge zu beichten. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, ich ...“ Ich lächelte mein erbärmliches, aufgesetztes Lächeln. Bisher hatte ich mein Liebesleben vor ihr geheim gehalten, aus Angst, unsere Freundschaft aufs Spiel zu setzen.

„Nachsicht für den, der gesteht“, scherzte sie, als wäre sie ein Polizist, der mit einem Verdächtigen spricht.

Mit gesenktem Blick gab ich ihr einen kurzen Überblick über meine beiden früheren Beziehungen, konzentrierte mich dann aber auf meine Affäre mit Liang: Wie wir uns kennen gelernt, verliebt und geplant hatten, nach Amerika zu gehen. „Ich fand deinen Amerika-Plan ziemlich spontan“, kommentierte Fang, „aber ich weiß ja auch, wie ungeduldig du bist.“

Ich lächelte reumütig und fuhr mit der Liebesgeschichte fort, die sich bald ins Gegenteil verkehrt hatte.

Nachdem ich mich von Liang getrennt hatte, war ich in einen tiefen Abgrund gestürzt. Anfang Dezember war mein TOEFL-Kurs zu Ende gewesen. Während alle meine Klassenkameraden sich eifrig auf die Prüfung im Januar vorbereiteten, wusste ich nicht, was ich mit mir anfangen sollte. Um mich abzulenken, nahm ich abends einen Teilzeitjob als Kellnerin im Schwarzwald Café an.

Hier begann meine Affäre mit einem Künstler. Er war Stammgast im Café, Ende zwanzig, trug einen dichten Bart und ein bunt gebatiktes T-Shirt. Eines Abends quatschte er mich an. Als Freiberufler verdiente er seinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf seiner Kunst.

„Ich unterstehe keiner *danwei* oder sonst irgendjemandem, der mich kontrolliert. Ich bin ein himmlisches Ross, das frei durch den Himmel galoppiert“, sagte er in Anlehnung an eine Redewendung. Als er mich einlud, seine Kunstwerke anzusehen, sagte ich zu.

In seiner Wohnung, dem Basislager seines freizügigen Lebensstils, zeigte er mir zunächst seine einzigartigen Werke, die wie Zeichnungen aussahen, aber nicht aus Bleistiftlinien, sondern aus unterschiedlich dicken Kupferdrähten gefertigt waren. Sie wirkten erstaunlich lebendig.

Dann präsentierte er mir plötzlich seinen nackten Körper.

„Ich bin Hedonist und genieße, wann immer ich kann.“, erklärte er. Aus reinem Vergnügen verbrachte ich die Nacht dort. Uns beiden war klar, dass es sich nur um ein harmloses Spiel handelte.

Ich beobachtete nervös das Gesicht meiner Freundin.

Aber sie fragte nur: „Hat deine Mutter sich nicht gefragt, warum du nicht nach Hause gekommen bist?“

„Ich habe behauptet, ich wäre bei dir gewesen.“

„Hai, dann bin ich dein Alibi geworden!“

EPILOG

Meine Großmutter weinte und weinte, als mein Flugzeug über dem Flughafen von Nanjing dröhnend in den Himmel schoss. Sie machte sich Vorwürfe, weil sie es nicht geschafft hatte, mir die Art und Weise, wie ich meine Stäbchen hielt, abzugewöhnen. Warum sonst würde ich in ein so fernes Land heiraten – nach England, *ying ge lan*, dem Land der „harten verdorbenen Rülpsen“. Ein Land mit einem so unattraktiven Namen, wo immer das auch sein mochte. Aber immerhin freute sie sich, dass ich endlich heiraten würde, auch wenn mein Zukünftiger ein haariger ausländischer Teufel war. Das war Ende des Jahres 1990.

An einem schönen Sommertag im Jahr 1988 hatte ich einen blauäugigen Oxford-Studenten, Calum MacLeod, zufällig bei einer Eisdielen in der Verbotenen Stadt, dem kaiserlichen Palast in Peking, kennengelernt. Das Schicksal musste uns – einen schottischen Bauernsohn und eine proletarische Arbeitertochter – zusammengeführt haben. Wir planten, gemeinsam die alte Seidenstraße zu bereisen.

Im darauffolgenden Juni ging die chinesische Regierung brutal gegen die von den Studenten angeführte Demokratiebewegung vor. Während ich noch in meiner Fabrik verhört wurde, weil ich die größte Arbeiterdemonstration in Nanjing zur Unterstützung der Proteste auf dem Platz des Himmlichen Friedens angestoßen hatte, war Calum – gegen den Willen seiner Familie – bereits mit seinem Rucksack auf dem Weg nach Xinjiang. Als der Termin für unser vereinbartes Treffen näher rückte, täuschte ich meinem Chef einen Nervenzusammenbruch vor. Ich ließ mich krankschreiben und eilte ebenfalls nach Xinjiang, wo unsere Romanze aufblühte.

Zehn Jahr zuvor, 1980, jenem Jahr, in dem ich aus der Schule in die Fabrik geholt worden war, hatte Chinas oberster Führer Deng Xiaoping gesagt, er hoffe auf zehn friedliche Jahre. Beinahe hätte sich seine Hoffnung auch erfüllt, – wäre da nicht ein großes Manko in seinem Reformprogramm gewesen: es fehlte das Verständnis für jene Menschen, die parallel zu den wirtschaftlichen Veränderungen auch eine politische Entspannung einforderten. Dieses Versäumnis trieb schließlich eine Million Chinesen auf die Straße. Ihre wütenden Proteste gingen im tödlichen Getöse der Maschinengewehrfeuer unter.

Doch China würde nie wieder dasselbe sein, in meiner Fabrik stellte man inzwischen Buddhas statt Bomben her und auch ich hatte mich nachhaltig verändert. Der Wandel war unumkehrbar. Die Macht des Wissens und der Erfahrung hatten neue Hoffnungen und Horizonte entstehen lassen und mich von der Angst vor den Behörden befreit. Ich wusste, dass meine Beziehung mit einem „ausländischen Teufel“ bei der Polizei und vielen Nachbarn für Stirnrunzeln sorgen würde, aber das war mir egal. Der Individualismus und der Freigeist, die auf dem Platz des Himmlischen Friedens ihren Höhepunkt erreicht hatten, hatten auch in mir Wurzeln geschlagen.

Es galt jedoch noch eine letzte Hürde zu nehmen. Um einen Reisepass zu beantragen, brauchte ich ein Schreiben meiner Fabrik, das meinen Status als Single und meine politische Reinheit bestätigte. Glücklicherweise war meine Schwester per *guanxi* in den Kaderstatus aufgestiegen. Sie nutzte ihre Verbindungen, um das erforderte Dokument zu besorgen, in dem meine Beteiligung an der Demonstration mit keinem Wort erwähnt wurde.

Während ich in Oxford in einem chinesischen Restaurant kellnerte, besuchte ich Calums Vorlesungen und nahm an Debatten der Oxford Union teil. Das anregende intellektuelle Umfeld inspirierte mich dazu, einen lang gehegten Traum zu verfolgen und Journalismus zu studieren. Drei Jahre später kehrten wir nach China zurück. Ich begann eine Karriere als Assistentin für ausländische Journalisten.

Allerdings frustrierte mich meine Rolle als „Ausbüglerin“ politisch unkorrekter Inhalte zunehmend. Abgesehen davon, dass ich auftragsgemäß Vorstellungsgespräche organisierte, tat ich immer mein Bestes, um eigene Vorschläge und Meinungen einzubringen. Dennoch hatte ich nie das letzte Wort. Also beschloss ich, als freie Journalistin zu arbeiten und meine eigenen Geschichten für westliche Publikationen zu schreiben.

Ich konzentrierte mich auf die Geschichten von Menschen, deren Schicksale die Veränderungen im Land widerspiegelten, oder darauf, wie Chinas „kleine Leute“ um ein besseres Leben kämpften: ob physisch und emotional Verbannte, entlassene Arbeiter oder entführte Ehefrauen. Meine Reportagen, viele davon unter dem Pseudonym Lijia MacLeod (ich hoffte, dass ein ausländischer Name mir, die ich bis vor kurzem einen chinesischen Pass besaß, etwas Schutz bieten würde), wurden in der *South China Morning Post*,

der *Far Eastern Economic Review*, der *Japan Times*, *The Independent*, *The Observer*, der *Washington Times* und der *Newsweek* veröffentlicht. Meine Geschichten erregten die Aufmerksamkeit der *Oxford University Press*, die Calum und mich beauftragte, ein Buch mit dem Titel „China Remembers“, eine Geschichte der Volksrepublik China, zu schreiben.

Diese Arbeit weckte meinen Appetit auf das Schreiben von Büchern. Seit meiner Jugend hatte ich die Angewohnheit, ein Tagebuch zu führen. Das Schreiben war schon immer meine bevorzugte Art und Weise gewesen, meinem Leben einen Sinn zu verleihen.

Eines Tages im Jahr 2000, als ich mich mit einem Freund, dem Schriftsteller Peter Hessler, bei einer Schüssel Teigtaschen in einem Sichuan-Imbiss in Peking unterhielt, erwähnte ich nebenbei meine Geschichte als Fabrikarbeiterin. Er schlug mir vor, einen Artikel für die Rubrik „Persönliche Reise“ des *Asian Wall Street Journal* zu schreiben. Ich folgte seinem Vorschlag. Viele Freunde, die angenommen hatten, ich käme aus einer wohlhabenden Familie und hätte eine Universität besucht, lasen den Artikel. Sie fragten mich, warum ich nicht längst ein Buch über meine Erfahrungen in der Raketenfabrik geschrieben habe. Ich dachte: Warum nicht?

Obwohl es zahlreiche China-Memoiren am Markt gibt, spielen diese meist während der Kulturrevolution oder davor, aber nur wenige stammen aus den 1980er Jahren, als China sich langsam von seiner traumatischen Vergangenheit erholte und Reformen einleitete. Es war die Zeit, in der China zu dem wurde, was es heute ist. Mir wurde bewusst, dass ich eine fesselnde Biografie hatte, die diese Phase des Übergangs beleuchtete.

Meine Memoiren brauchten zahllose Entwürfe und viele Jahre, bis sie fertig waren. Es war ein weitaus größeres Unterfangen als das Schreiben von Reportagen, denn das Verfassen eines Buches erfordert den vollen Einsatz von Geist und Seele. Natürlich fiel es mir schwer, in einer Sprache zu schreiben, die nicht meine Muttersprache ist. Ich bin vielen Menschen sehr dankbar für ihre Hilfe, insbesondere meinem Mentor Ian Johnson und meinem Ex-Mann Calum.

Im Jahr 2004 erfüllte ich mir einen weiteren Traum: Ich schrieb mich als ordentliche Studentin an einer richtigen Universität ein. Ich machte meinen MA in *Creative and Life Writing* am *Goldsmith College, University of London*, und war damit das am besten ausgebildete Mitglied der Familie Zhang.

ANMERKUNGEN

Ich möchte Anthony Sheil dafür danken, dass er das Potenzial in diesem Buch erkannt hat. Sie haben es immer geschafft, mir nach jedem meiner Entwürfe fundierte redaktionelle Ratschläge zu geben. Ich habe von Ihrem Fachwissen, Ihrer Fürsorge und Ihrer Ermutigung profitiert. Mein Mentor Ian Johnson hat wie immer hervorragende Vorschläge gemacht. Ich schätze mich glücklich, dass ich Blake Morrison als Dozentin im Goldsmiths MA in Creative and Life Writing Program hatte. Ihre Kritik und Tipps waren sehr nützlich und inspirierend.

Ich bin Chris Wood dankbar, dass er mir ein Interview mit James Atlas für die South China Morning Post ermöglicht hat. Ich bin sogar James selbst sehr dankbar, dass er mich an Bord genommen hat. Ich möchte Jessica Fjeld für ihre großartige redaktionelle Arbeit danken. Und ich möchte mich bei vielen Familienmitgliedern und Freunden für ihre Unterstützung bedanken, als ich aus der dunkelsten Phase meines Lebens herauskroch, vor allem bei Lucy Kynge und Mure Dickie.

Die größte Umarmung geht an meine Mädchen May und Kirsty. Danke, dass ihr die unterhaltsamsten Engel seid. Der größte Dank ist jedoch meinem Ex-Mann Calum MacLeod vorbehalten. Danke, dass du mein Leben verändert hast; danke für deine Liebe und Unterstützung in all den Jahren, in denen ich um die Fertigstellung dieses Buches gekämpft habe; und danke für den erstklassigen Schliff, den du ihm verpasst hast. Ohne dich hätte es dieses Buch nicht gegeben.